

ERNIE REINHARDT  
Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?





ERNIE REINHARDT

# **Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?**

Licht und Schatten auf der  
Bühne meines Lebens

GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe September 2025

Copyright © 2025: Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Schreibbegleitung und Lektorat: Hendrik Heisterberg  
Dieses Projekt wurde vermittelt von dots&plots by

Lisa Bitzer & Nina Dias da Silva.

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Michael Reh

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

GS · FP

ISBN 978-3-442-14325-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

# Inhalt

Prolog: »Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?« .....	7
Kapitel 1: Liebe Constanze! .....	12
Kapitel 2: Wenn der Junge mal nicht vom anderen Ufer ist .....	22
Kapitel 3: Eine nicht aufzuhebende Abwesenheit .	35
Kapitel 4: Wir haben Mutter ermordet .....	45
Kapitel 5: Das Herz ist ein Muskel .....	54
Kapitel 6: Brühwarme Politschwestern .....	68
Kapitel 7: Für ein entschiedenes »Vielleicht« .....	77
Kapitel 8: Ich weiß, dass du ein Kind von mir willst ..	89
Kapitel 9: Wie mir zum ersten Mal die Wanders begegnete .....	99
Kapitel 10: Die Maschen fallen, das Leben beginnt .....	111
Kapitel 11: A Star Is Born .....	122

Kapitel 12: Das war ich nicht, das war Lilo .....	132
Kapitel 13: Und dann habe ich geweint .....	142
Kapitel 14: Von Sex soll die Rede sein .....	156
Kapitel 15: Es gibt nichts, was es nicht gibt .....	169
Kapitel 16: You better work, bitch! .....	181
Wa(h)re-Liebe-Abc: Zugabe .....	190
Kapitel 17: Die Sextante aus der Schmuddelsendung .....	196
Kapitel 18: Mama ist wieder da .....	208
Kapitel 19: Blondinen auf Boulevardbühnen .....	217
Kapitel 20: So spät wie möglich jung sterben .....	228
Kapitel 21: Vibratoren, Theater und Tränensäcke ...	237
Kapitel 22: Kein Käfig, keine Narren .....	246
Kapitel 23: Sternenstaub und Pustekuchen .....	256
Epilog: Weil du so heil bist .....	265
Danksagung .....	271

## **PROLOG:**

# **»Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?«**

**E**nde der Neunzigerjahre fuhr ich mit einem Taxi von meiner Wohnung auf St. Pauli zum Hamburger Flughafen. Ich bemerkte schon seit einer Weile, dass mich der Fahrer im Rückspiegel musterte.

Zu dieser Zeit befand ich mich auf dem Höhepunkt meiner Bekanntheit, 95 Prozent der Bundesbürger wussten, wer ich war, und es kam nicht selten vor, dass mich wildfremde Menschen anstarrten oder sogar ansprachen – selbst wenn ich ohne meinen Parteihut unterwegs war, wie ich die blonde Perücke nenne, die zu meinem Markenzeichen geworden ist. Auch wer es nicht zugab, saß oder lag am Donnerstagabend oder zur Wiederholung von *Wa(h)re Liebe* in der Sonntagnacht vor dem Fernsehgerät.

Weitere Minuten der stillen Fahrt vergingen, und als sich unsere Blicke das nächste Mal im Rückspiegel trafen, fragte der Fahrer: »Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?«

Im ersten Moment war ich schrecklich beleidigt. Aber dann musste ich lachen.

Ich *bin* Lilo Wanders. Ich verkörpere sie, ich verbreite ihr Wissen und ihre Lebensansichten, und ich ernte ihre Erfolge. Ich erzähle ihre Geschichten und meistens fülle ich diese Rolle mit

»Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?«

Freude aus. Ich bin die Wanders. Wenn Lilo »ich« sagt, meint sie sich, die blonde Person, die es eigentlich nicht gibt. Wenn sie spricht oder schreibt, hat sie keine Ahnung, dass sie gar nicht existiert, obwohl sie als eingetragenes Warenzeichen beim Deutschen Patent- und Markenamt in München registriert wurde und etliche Leute glauben, dass sie ein echter Mensch ist.

Ohne das Make-up, die Perücke und die Kleider ist *ich* ein anderer. Amtlich angemeldet und evangelisch getauft als Ernst-Johann Reinhardt, nach meinem Großvater Ernst väterlicherseits und meinem Urgroßvater Johann mütterlicherseits. Eine schwere Bürde, wenn die Altersgenossen Klaus, Thomas oder Rainer heißen, selbst Erwin oder Hans-Heinrich wären in meiner Kindheit und Jugend für mich erträglicher gewesen. Den Namen Ernst-Johann gab es vielleicht in traditionsbewussten Adelskreisen, aber nicht in den bürgerlichen Familien des dörflichen niedersächsischen Mittelstands, in den ich hineingeboren wurde.

Privat nennt man mich nämlich anders. Möchten Journalistinnen oder Journalisten in einem Artikel über Lilo Wanders besonders investigativ erscheinen, übernehmen sie diesen von mir nicht sonderlich gemochten Namen gern von Wikipedia. Ansonsten benutzen ihn nur das Finanzamt oder andere Einrichtungen des Staates, und dabei möchte ich es gern belassen.

Aus Erni wurde Ernie, ausgesprochen *Örnie*, das finde ich für mich ganz passend, denn *er* und *nie* entsprechen meinem Wesen. Für mich beinhaltet dieser Name, dass ich mit konventioneller Männlichkeit nichts am Hut habe und fast immer auf der Seite der Frauen bin, wenn es um die Befindlichkeiten der Geschlechter geht. Wäre ich heute jung, würde ich als Geschlechtseintrag für mich *divers* wählen.

Wenn ich blond bin, agiere und spreche ich als Lilo, wenn ich privat bin, sage ich »die Wanders«, wenn die Rede auf mein Alter Ego kommt.

Ich gebe zu, für manche ist es kompliziert. Nicht nur bei meinen Personalpronomina. Bis heute passiert es mir ständig, dass mich Menschen in einem Moment als Ernie und im nächsten als Lilo ansprechen. Ich selbst brauchte in meiner Anfangszeit in der freien Theaterszene keine Trennschärfe zwischen den beiden Ichs. Lilo war nur eine Rolle von vielen, die ich erfunden hatte. Später wurde ich dann mit mir selbst deckungsgleich, denn die ursprünglich grelle Karikatur Lilo musste im Lauf der Zeit einige Entwicklungen durchmachen und zu einem Menschen werden.

Dazu fällt mir eine Begegnung im November 2007 ein. Lilo moderierte die Buchvorstellung des österreichischen Autors Robert Menasse im *Literaturhaus Hamburg*. Vor zahlreichen Menschen las er Passagen aus seinem klugen und sehr witzigen Roman *Don Juan de la Mancha*. Zwischendurch sprachen wir auf dem Podium über Liebe, Sex und Tod, und ich war ein bisschen verliebt. Kurz danach wurde das Buch an einem Sonntag im Deutschlandfunk als *Buch der Woche* vorgestellt – und verrissen. Ich konnte nicht fassen, dass ein Roman einerseits zum *Buch der Woche* gekürt wird und der Kritiker dem Autor andererseits die Aussagen seines Ich-Erzählers als persönliche Peinlichkeiten und teilweise als faktisch falsch bemängelte. Entweder wusste er nicht, dass das literarische Ich nicht die Stimme des Erzählers sein muss, oder er mochte Robert Menasse als Person nicht. Diese Abneigung oder Fehleinschätzung des Rezensenten erinnerte mich daran, dass mir als Ernie schon manche pointierte Äußerung von Lilo vorgehalten und die Kunstfigur mit ihrem Erfinder verwechselt und in einen Topf geworfen worden war.

»Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?«

Die Figur Wanders hat allerdings hin und wieder noch immer ihre Brüchigkeit, die mir große Freude bereitet. Wenn ich bei einer Gala in die Öffentlichkeit gehe, kann es sein, dass Lilo in einem gigantischen Fummel daherkommt, statt einer schicken Handtasche aber eine Plastiktüte trägt.

Ein anderes schönes Beispiel ist die angebliche Wanders-Autobiografie, die ich 1995 unter dem Titel *Tja, meine Lieben* veröffentlichte. Eine Lektorin des ECON-Verlags überredete mich, Lilos erfundene Lebensgeschichte zu schreiben. Ich bekam Lust darauf, zu fabulieren, hatte in Erwartung einer riesengroßen Menge verkaufter Bücher Dollarzeichen in den Augen und musste auswählen, was und wie ich erzählen wollte. Letzten Endes wurde das Buch dann eine Parodie auf Schauspielerinnenautobiografien und ziemlich hanebüchen. Bei einer Signierstunde warf mir eine alte Dame empört vor: »Das ist ja alles nicht wahr.« Genau das war die Absicht. Die Wanders ist eben anders.

Entscheidungen sind mir nie leichtgefallen, und das ist bis heute so geblieben. Hätte ich ein Familienwappen, stünde als Wahlspruch darauf: *Jederzeit für ein entschiedenes VIELLEICHT*. Dazu passt mein Problem, eine Geschichte stringent zu erzählen, so wie jetzt auch hier. Immer wieder komme ich vom Hunderten ins Tausendste. Gerade fällt mir zum Beispiel der Film *Men in Black 3* ein, in dem ein Außerirdischer namens *Griffin* auftritt. Er besitzt die einzigartige Fähigkeit, die unendlichen Möglichkeiten vorherzusehen, die aus jeder Situation entstehen können. Ich will nicht behaupten, ich sei in der Lage, die Zukunft vorauszusagen, aber beim Blick zurück könnte aus jeder Erinnerung eine andere Geschichte entstehen. Jede Anekdote führt zu einer weiteren, die berichtenswert erscheint, jeder Satz bedeutet eine Weggabelung, an der ich mich für die eine oder die andere Richtung entscheiden muss, obwohl ich am liebsten beide nehmen würde.

»Waren Sie nicht mal Lilo Wanders?«

Ich mag es, mich in diese Labyrinth zu wagen, verheddere mich auch manchmal im Gestrüpp der Worte, finde aber eigentlich immer wieder zurück zur Ausgangssituation.

Und nun hier die quälende Entscheidung: Erzähle ich, wie das alles damals anfing mit *Wa(h)re Liebe* und was davor war – oder erzähle ich die gefakten Wanders-Erinnerungen weiter?

Ich bin aber nicht nur Lilo. Ich bin auch Martha und Änne, Hermann, Karin und Zarah, Evelyn, Marlene und viele andere, die mich inspiriert, geprägt und zu dem gemacht haben, was ich heute bin. Ein Mädchen im Jungenkörper, den ich aber nie anders wollte. Eine Frau, die in jeder Lebenssituation ihren Mann steht. Ein Mann, der all seine femininen Seiten in- und auswendig kennt. Und ein Mensch, der niemals aufgehört hat, großartige Frauen – und auch ein paar tolle Männer – zu feiern.

Aber an dieser Stelle in der Geschichte sind wir noch nicht. Die Wanders ist auch eine Wanderin in Gedanken und oft ohne Karte unterwegs, auch wenn sich rückblickend Fügungen ergeben.

Machen wir uns also auf den Weg und fangen ganz vorne an, vor Ernies und lange vor Lilos Geburt.

## KAPITEL 1:

# Liebe Constanze!

Beginnen möchte ich mit dem einsamen jungen Mann, der mein Vater werden sollte und nicht älter wurde, als es seine Enkelkinder heute sind.

Einen Tag nach seinem 27. Geburtstag Ende Dezember 1951 wagt es Hermann, so heißt er, seinen heimlichen kühnen Plan endlich in die Tat umzusetzen.

Nachdem die Angestellten zum Ladenschluss ihre Verkaufskittel in die Spinde des miefigen fensterlosen Aufenthaltraums gehängt haben, wünscht er ihnen einen schönen Feierabend, bleibt nebenan im Kontor an seinem Schreibtisch sitzen und horcht, ob sein Vater Ernst schon nach oben gegangen ist. Er fährt sich über die mit *Brisk* nach hinten gegelten, schon schütteren dunklen Haare und nimmt die Brille ab, die er nur für die Fernsicht benötigt. Trotz der scharfen Falten um den Mund sehen seine Gesichtszüge sofort weicher aus. Er hat ausdrucksvolle Augen mit schönen Wimpern unter dichten Augenbrauen. Hermann wäscht seine Hände am Spülbecken hinter der Bürotür, spannt zwei Bögen Papier mit einem Durchschlag aus Kohlepapier dazwischen in die Schreibmaschine, tippt hastig seinen Namen über den eingedruckten Briefkopf *Reinhardt & Schönherr* und darunter die Worte, die er sich schon lange überlegt hat und die er nun endlich an die Frauenzeitschrift *Constanze* schicken will:

Liebe Constanze!

*Liebe Constanze! Ich bitte, die nachstehende Anzeige zu veröffentlichen:*

*»Raum Lüneb. Heide, 27/1,65 (Körperfehler), gesicherte Position, sucht eine passende Gefährtin, gesund, möglichst aus dem Textilfach.«*

*17 Worte = DM 17.-, Chiffre-Gebühr = DM 1,50. Anbei DM 20.-*

*Für den überschießenden Betrag bitte ich mir eventuell eingehende Zuschriften als Einschreiben zuzusenden.*

*Herzliche Grüße! Hermann Reinhardt*

Er zieht das Schreiben aus der Maschine, adressiert einen Umschlag, frankiert den Brief mit einer 20-Pfennig-Marke aus der Portokasse und vermerkt die Entnahme der Briefmarke mit seinem Kürzel *HR*.

Sein schwerer Wintermantel hängt auf einem Bügel an der Garderobe und Hermann stöhnt in Erwartung der Schmerzen. Wegen der Verrenkungen beim Anziehen scheuert das Stützkorsett, das er wegen seiner Wirbelsäulenverkrümmung tragen muss, auf der wunden Haut unter seinen Achseln.

Er setzt die Brille auf und verlässt das Büro durch die Hintertür. Um nicht auf den gefrorenen Pfützen auszurutschen, tastet er sich mit vorsichtigen Schritten über den dunklen Hof um das Haus herum bis zur Hauptstraße, wo an der Mauer zum nachbarlichen Grundstück der Briefkasten angebracht ist.

Hermann schaut die Straße hinauf. Keine Menschenseele mehr unterwegs. Mit einem Seufzer schiebt er den Brief in den Kasten und eilt, so schnell es ihm möglich ist, zurück ins Haus. Sein Vater Ernst sitzt schon am Tisch in der Essküche und zieht stumm seine Uhr an der Goldkette aus der Westentasche. Um Punkt 19 Uhr gibt es Abendbrot, und Papa kann sehr ungnädig werden,

wenn Mama, Hermann, seine Schwester Marga und der im Haus untergebrachte Lehrling Günther nicht beim Glockenschlag am Tisch sitzen. Ernst sieht ein wenig aus wie Thomas Mann, benimmt sich aber wie Josef Stalin. Ihn umgibt immer eine Aura der Missbilligung. Er hat es aber nicht nötig, laut zu werden. Wenn ihm etwas nicht passt, schweigt er. Die Gründe für seine Verstimung erklärt er nie, der oder die Betroffene muss sie selbst herausfinden. Manchmal dauert dieses Schweigen wochenlang und die Gefühlslage im Haus sinkt ins Bodenlose. Für alle.

Zum Jahresende 1951 zeichnet sich ab, dass es mit dem Geschäft bergauf geht, was aber nicht bedeutet, dass das Familienoberhaupt eine Lockerung der Strukturen erlauben würde.

Am nächsten Tag denkt Hermann immer wieder an seine Waghaligkeit mit der Annonce. Noch nie hat er eine Frau geküsst. Er hat ein schlechtes Gewissen, weil er bei seiner Körpergröße vier Zentimeter dazugeschummelt hat.

Am Sonnabend vor dem Jahreswechsel brummt der Laden so sehr, dass er bald nach dem Abendessen erschöpft in sein Bett fällt und schnell einschläft.

Sonntag ist der einzige Tag in der Woche, an dem er nicht in aller Frühe aufstehen muss. Trotzdem ist er zur gewohnten Zeit wach, seine innere Uhr lässt sich nicht überlisten. Er bleibt im Bett liegen, schiebt seine rechte Hand unter der Decke durch den Schlitz der Pyjamahose und sinnt nach, ob er seine Worte für die Anzeige richtig gewählt hat und ihm überhaupt jemand antworten wird.

Silvester fällt in diesem Jahr auf einen Montag, und obwohl das Geschäft ab zwölf Uhr geschlossen ist, klingeln am Nachmittag noch einige Kundinnen, um vergessene Einkäufe nachzuholen. Niemand wird abgewiesen. Dem Jahreswechsel wird in der Familie nur Bedeutung gegeben, weil damit ein Geschäftsjahr endet.

Das Abendessen ist einfach, Würstchen und Kartoffelsalat mit Mayonnaise. Papa ist geizig und hält das Wirtschaftsgeld für den Haushalt knapp, schließlich gibt es genügend eingemachtes Obst und Gemüse aus dem großen Garten hinter dem Haus. Die anderen Lebensmittel kommen aus dem Geschäft und werden im Haushaltsbuch notiert, das am Monatsende zur Abrechnung ins Kontor gebracht werden muss.

Nur einmal im Jahr, zu Weihnachten, biegen sich die Tische. Dann wird Ernst sentimental, trägt körbeweise Südfrüchte und Süßigkeiten in die Wohnung und stellt sogar eine Flasche Wein auf den Tisch.

Am Neujahrstag steht ab zehn Uhr die Inventur an, die sich bis spät in den Abend hinzieht. Als Juniorchef und wegen seiner körperlichen Beeinträchtigung muss Hermann nicht wie die verkaterten Verkäufer vor den Regalen knien und die Warenbestände zählen. Er sitzt auf einem Bürostuhl und notiert die Mengen der Konservendosen, Flaschen, Mehltüten und Salzpackungen, die ihm zugerufen werden. In der Porzellananteilung und bei den Kleidungsstücken steht der Einkaufspreis, verschlüsselt in Buchstaben, auf den mit Bleistift beschrifteten Verkaufsetiketten.

In den ersten Tagen des Januar wartet auf Hermann der Hauptteil seiner Arbeit, denn Buchhalterin Martha Jansen und er müssen dann die Einkaufspreise der Lebensmittel heraussuchen und die Listen vervollständigen. Die Angestellten nennen die Bürokrat hinter ihrem Rücken *Mata Hari*, weil sie, wie die Spionin aus dem Ersten Weltkrieg, alles, was ihr zu Ohren kommt, an den Chef weitergibt. Hermann fürchtet Martha Jansen fast so sehr wie seinen Vater, wenn sie ihm, aufrecht und mit strengem Dutt auf dem Kopf, am Schreibtisch gegenüber sitzt. Wegen der Differenz von einem Pfennig in ihrer Buchhaltung hat sie einmal ein ganzes

Wochenende die Einnahmen und Ausgaben eines Monats nachgerechnet und den Fehler tatsächlich gefunden.

Den ganzen Januar 1952 hindurch achtet Hermann darauf, im Büro anwesend zu sein, wenn der Briefträger kommt, und erntet so manches Stirnrunzeln von Frau Jansen, weil er die Umschläge als Erster an sich nimmt. Endlich kommt Antwort von der *Constanze*, dass seine Anzeige in der Rubrik »Treffpunkt – Wunsch« im zweiten Februarheft 1952 veröffentlicht werden wird.

Nach Erscheinen seiner Annonce erreichen Hermann zwei Briefe. In dem einen preist eine Dame aus Braunschweig die Vorteile ihrer Nichte an, der andere...

\*

»Sehr geehrter Herr! Es sind schon einige Tage vergangen, seit ich Ihre Worte in der *Constanze* zum ersten Mal las. Nun habe ich mich doch zu diesem Brief entschlossen. Ob er Sie wohl noch erreichen wird?«, schreibt Karin Schubert im 600 Kilometer entfernten Stuttgart.

Sie sehnt sich nach einer intakten Beziehung, nach einem Mann und Kindern. Mit 23 Jahren steht sie wieder einmal an einem Wendepunkt in ihrem Leben. Gerade hat sie eine Anstellung in einer Weberei in Stuttgart-Degerloch angenommen. Nun macht sie sich Gedanken über ihre Zukunft, was auch bedeutet, selbständig zu entscheiden, wie es weitergehen soll. Sie hat ein Zimmer zur Untermiete gefunden und ihr Vater Walter lebt mit seiner Familie im selben Stadtteil. Trotz der Freundschaft mit seiner Frau und den beiden noch jungen Halbgeschwistern fühlt sie sich nicht richtig zugehörig.

Eine bittersüße Liebesgeschichte mit dem 18 Jahre älteren verheirateten Architekten Stefan gleich nach Kriegsende liegt hinter

ihr. Vielleicht ist es kein Zufall, dass ihr Geliebter im selben Alter ist wie ihr Vater. Sie kennt auch Stefans Töchter und seine Ehefrau Hilde, von deren Eleganz und Freundlichkeit sie beeindruckt ist. Sich auf diese Liebe einzulassen, war ihre erste eigenständige Entscheidung gewesen, ihr großes Geheimnis, damals in Norddeutschland, wo sie zuvor gelebt hatte, ohne Aussicht, sich Hoffnungen machen zu können. Alle anderen Beschlüsse, die ihren Lebensweg betreffen, hat sie zusammen mit ihrer Mutter Martha – eine Namensvetterin der Dorfmarker Bürokrat – getroffen oder sie unterlagen dem Kriegsgeschehen.

Karins Kindheit war eine Odyssee an Marthas Hand. Ihre Mutter, meine Großmutter, Menschenansammlungen wie ein Schlachtschiff durchkreuzend, die wasserhellen Augen in eine unbestimmte Zukunft gerichtet, wusste immer, was zu tun war. Martha hatte als junges Mädchen gemerkt, dass sie heilende Hände besaß und wollte Ärztin werden, bekam aber von ihrem Vater keine Erlaubnis für dieses Studium. Also absolvierte sie die kürzere Lehrerinnenausbildung und wurde *Schulmeister*, wie sie von sich selbst sagte. In Hamburger Arbeitervierteln übernahm sie Klassen von sogenannten *Schwererziehbaren* und erntete Erfolge, weil sie nicht auf Drill und Einpauken setzte, sondern die Lebenswirklichkeiten ihrer Zöglinge mit einfließen ließ. Tatsächlich wird sie in der Hamburger Schulgeschichte für die Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg, neben Gertrud Bäumer, als Reformpädagogin erwähnt. Sie lebte äußerst bescheiden und wohnte weiter in der engen elterlichen Wohnung in Barmbek, um möglichst viel Geld für ihr eigentliches Ziel zu sparen: das Medizinstudium. 1923 zeichnete sich die Hyperinflation ab, Martha holte ihr Guthaben von der Bank, kaufte für die nicht unerhebliche Summe eine Tafel Schokolade und verabschiedete sich, auf

einer Parkbank sitzend, unter Tränen von ihrem Traum, Ärztin zu werden.

So blieb sie Lehrerin, machte angeblich als erste Frau in Hamburg den Führerschein und engagierte sich in der *Wandervogelbewegung*. Aufsehen erregte sie nicht nur durch ihre Statur, die manchen Mann überragte, sondern auch mit ihrem bestimmten und resoluten Auftreten. Einmal griff ihr in der Hamburger Innenstadt ein Dieb in die Manteltasche, Martha schnappte sein Handgelenk in flagranti und schleifte den Gauner in die nächste Polizeiwache.

»Alle Männer sind Waschlappen,« pflegte sie zu sagen, »neben meinem Vater bin ich der einzige Mann in der Familie.« Lesbisch war sie nicht. Vielmehr fand sie in lebensreformerischen Kreisen ausgesuchte Liebhaber, die von ihrer Dominanz angezogen waren.

1927 war Martha 32 Jahre alt und wusste, wer sie war. Sie fand, es sei an der Zeit, ein Kind in die Welt zu setzen, wollte sich aber nicht an einen Mann binden. Also verabredete sie sich für ein Gespräch mit ihrem Schulrat.

»Ich bitte um ein Jahr unbezahlten Urlaub« erklärte sie ihrem frappierten Vorgesetzten. »Ich gehe als *Fräulein Schubert*, und wenn ich wiederkomme, bin ich für Sie und die Kollegenschaft *Frau Schubert*.«

Die Auszeit wurde ihr gewährt, und Martha zog mit dem 17-jährigen Stuttgarter Studenten Walter, den sie aus der Wandervogelbewegung kannte, in das von dichten Wäldern umgebene Dorf Glüsing bei Lüneburg, wo das befreundete Ehepaar Fränzel das *Lichtschulheim Lüneburger Land* betrieb.

Auf dem weitläufigen Gelände der anthroposophischen Einrichtung gab es, neben der freien Schule, viel Raum für Sonnenwendfeiern, Theateraufführungen und Volkstanz. Den Sinn für

Kunst, Kultur und fremde Völker zu vermitteln, gehörte ebenso zum Weltbild wie Vegetarismus und Freikörperkultur.

Martha verbot ihrem jungen Freund Alkohol und Nikotin und überließ ihn seinen Büchern fürs Studium in Rostock, während sie eigenhändig eine Hütte erbaute. Ein Bollerofen wärmte den kleinen Raum, als Martha am ersten Weihnachtstag 1927 sprach: »Walter, heute wird gezeugt!« Und so geschah es denn auch.

Im September 1928 wurde Karin geboren, die ihre Mutter eigentlich als *Karen* beim Standesamt registrieren lassen wollte. Das wurde nicht erlaubt, dennoch nannte Martha ihre Tochter ihr Leben lang nach dieser dänischen Vorfahrin. Die Entscheidung, ihr Kind ohne einen Mann an der Seite großzuziehen, war Martha aufgrund ihrer unbeugsamen Souveränität selbstverständlich, Karin aber musste als uneheliches Kind viele Demütigungen hinnehmen.

Als sich abzeichnete, dass die Nationalsozialisten an die Macht kommen würden, ließ sich Martha, einer Entlassung als SPD-Mitglied vorbeugend, vom Schuldienst freistellen und erhielt ein Überbrückungsgeld. Es folgte eine schier endlose Reihe von Umzügen und Wohnorten.

Karin wurde noch in Hamburg eingeschult, kurz danach aber ging es in eine Art Landkommune von Frauen in Pönnitz in der Nähe der Ostsee. Selbstangebautes Obst und Gemüse aus dem großen Gemeinschaftsgarten wurde auf den umliegenden Wochenmärkten verkauft. Immer öfter floh Marthas Vater Hannes, mein Urgroßvater, vor seiner miesepetrigen Frau Guste von Hamburg nach Pönnitz, wo er kleine Handwerksarbeiten an Marthas Häuschen erledigte. Zuhause bei Guste wurde der große Mann kurzgehalten, aß aber gern viel und herhaft und fraß seiner Tochter, wie sie sagte, die Haare vom Kopf.

Marthas Umzug nach Mecklenburg glich einer Flucht vor ihrem Vater. Sie wurde Leiterin eines Heimes für schwererzieh-

bare Kinder. Weiter ging es nach Lippe-Detmold, dann, als Haus-hälterin, in einen gehobenen Beamtenhaushalt nach Wiesba-den. Der Umzug in eine ländliche Gemeinde im Bregenzerwald, wo Martha, wieder in den Beamtenstatus aufgenommen, in den Schuldienst zurückkehrte, ergab sich nach der Inbesitznahme Ös-terreichs durch das *Deutsche Reich* und der Umbenennung in *Ost-mark*. Der Krieg begann und in den Ostgebieten fehlten männli-che Lehrkräfte. Martha wurde zur Schulleiterin in einer Kleinstadt in den Beskiden in Oberschlesien befördert, Karin in ein Internat nach Kattowitz verfrachtet. Einerseits lebte sie, wie bisher, in völli-ger Abhängigkeit von ihrer Mutter und ohne die Chance, je richtig erwachsen zu werden, Anordnungen anzuzweifeln oder sich da-gegen aufzulehnen, andererseits wirkte sie schon als Heranwach-sende äußerlich so reif, dass niemand ihren Erwachsenenstatus infrage stellte, wenn sie ihre Klassenkameradinnen als angebliche Aufsichtsperson in nicht jugendfreie Kinovorstellungen begleitete.

Mitte 1944 schickte Martha ihre Tochter wegen der heranna-henden russischen Armee mit der Bahn zu den Fränzels nach Glüsing-en.

Von dort aus versuchte Karin täglich zur Oberschule in Lüne-burg zu gelangen. Auf dem einstündigen Fußweg zum weit ab-gelegenen Bahnhof in Drögennindorf manchmal gar unter Be-schuss durch englische Tiefflieger.

Zu Weihnachten bepackte Martha in Oberschlesien einen von ihr organisierten Lastwagen mit dem Haussstand und floh vor den Russen nach Westen. Nach 18 Jahren schloss sich ein Kreis: Martha bezog mit Karin die von ihr auf dem Glüsinger Gelände gebaute *Blaue Hütte*.

Als der Krieg endete, übernahmen die englischen Besatzungs-truppen Verwaltung und behördliche Stellen. Die Kriegsfolgen waren überall spürbar, aber die Bevölkerung versuchte, sich in

Liebe Constanze!

einer Art Normalität einzurichten, und auch der Schulbetrieb wurde wieder aufgenommen. Um die Anerkennung Marthas und der Fränzels zu erreichen, wählte Karin als Abiturthema eine Arbeit über das Werk Rainer Maria Rilkes und scheiterte kläglich. Ihre geheime Liebelei mit Stefan, dem Neffen der Fränzels, hatte alles andere überdeckt. Eine Ausbildung zur Handweberin in einer Lüneburger Werkstatt erschien Martha und Karin als gute Alternative zu einem Studium. Sie war geschmackssicher und kunsthandwerklich begabt und wechselte nach einem Jahr zur weiteren Ausbildung ins süddeutsche Sindelfingen nahe Stuttgart, wo ihr Vater mit seiner Familie lebte.

Der Brief, den Karin in diesen Tagen an die Redaktion der *Constanze* schickt, entscheidet über ihr weiteres Leben. Vielleicht ist es Vorbestimmung, so denkt sie, einen Mann aus der Lüneburger Heide kennenzulernen.

Damit sind die beiden Protagonisten in der Geschichte meiner Entstehung ins Bild getreten, aber bis zu meinem Auftritt wird noch etwas Zeit vergehen.

## KAPITEL 2:

# Wenn der Junge mal nicht vom anderen Ufer ist

S<sup>eit dem Frühjahr 1952 gingen zwei oder manchmal sogar drei Briefe in der Woche zwischen Dorfmark und Stuttgart hin und her. Hermann konnte sein Glück kaum fassen und verliebte sich bereits aus der Ferne in seine Briefpartnerin, während Karin eher pragmatisch darüber nachdachte, diesen höflichen und warmherzigen Mann trotz seines unübersehbaren Buckels als Partner in Betracht zu ziehen.</sup>

Zu telefonieren war ein Luxus, aber manchmal führten sie R-Gespräche miteinander, deren Kosten Hermann auf den Firmenanschluss buchen ließ. Langsam entstand eine Vertrautheit und zu Beginn des Sommers wurde ein erstes Treffen verabredet, für Karin verbunden mit einer langwierigen und komplizierten Bahnreise nach Hannover. Die gemeinsame Nacht in einem Hotel verlief liebevoll und ohne Peinlichkeiten und verstärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Kurz danach machte Karin per Brief einen Rückzieher, nicht wegen Hermanns Behinderung, wie sie schrieb, sondern weil sie fürchtete, den Ansprüchen der aus ihrer Sicht reichen und herrschaftlichen Familie nicht genügen zu können. Hermanns traurige Antwort war sehr nobel, aber er versuchte richtigzustellen, dass in der Hauptstraße 4 wahrhaftig kein Überfluss herrschte,

der einschüchtern könnte. Er selbst bezog eher ein Taschengeld als ein Gehalt. Dafür wurden ihm Geschäftsanteile gutgeschrieben, die seinem späteren Erbe zugeschlagen werden sollten. Hermann erreichte, dass Karin einlenkte, und nun begannen sie über eine gemeinsame Zukunft als Ehepaar nachzudenken.

Eine Bedingung für die Einwilligung der Eltern war, dass Karin in Dorfmark zunächst bei der Apothekerfamilie Jordan die Führung eines Haushalts lernte, während sie in einem Zimmer unter deren Dach wohnte. Die sehr forschere und äußerst protestantische Hildegard Jordan, Mutter dreier Kinder und 20 Jahre älter als Karin, führte ein strenges Regiment. Karin putzte, lernte kochen, musste der Familie bei Tisch servieren, mit den Armen hinter dem Rücken dabeistehen und ohne Aufforderung Schüsseln und Platten anreichen. Ihrem Dienstbotenrang entsprechend, saß sie danach allein in der Küche und durfte die Reste essen. Eine wirklich harte Schule.

Im Frühling 1953 feierten Hermann und Karin im Gasthaus Hartung ihre Verlobung, zu der er von ihr eine antiquarische Ausgabe des freizügigen *Dekameron* mit den 100 erotischen Novellen des Boccaccio geschenkt bekam, versehen mit der anspielungsreichen Widmung »Zur Erbauung in einsamen Stunden – immer die Deine«. Die Feier wurde vom Tod zweier junger Leute überschattet, die auf dem Weg zum Fest Hand in Hand auf einer Kuhweide an einem Stromschlag gestorben waren. Geheiratet wurde trotzdem im darauffolgenden Oktober, einen Monat nach Karins 25. Geburtstag.

In dem froschgrünen *Gutbrod-Cabriolet*, das sie gerade von ihrer verstorbenen Tante Bertha geerbt hatten, ging es auf eine kurze Hochzeitsreise ins Weserbergland. Dann begann der arbeitsreiche Alltag im Hause Reinhardt in Dorfmark.

Dort war zwischen ihnen beiden, dem jungen Pastor Heinrich Seegelken, der sie getraut hatte, und dessen Frau Rosemarie

eine Freundschaft entstanden. Manchmal fuhr man zu viert nach Walsrode, wenn im Kino ein Theatergastspiel auf dem Programm stand, oder für ein Abendessen ins weit entfernte Ratzeburg an der Elbe. Das Pastorenpaar war lebenslustig, es wurde viel getrunken und gelacht, ohne missbilligende Überwachung durch Gemeindemitglieder oder Geschäftskunden.

Weihnachten 1954 wurde Karin schwanger, was aber nicht bedeutete, dass sie sich bei der Hausarbeit schonen durfte. Hermann wusste das, hatte aber nicht genügend Durchsetzungsvermögen, um so für sie einzutreten, wie es eigentlich nötig gewesen wäre. Den größten Teil seiner Energie musste er einsetzen, um den Alltag zu überstehen. Das schwere Stahlkorsett zu tragen, kostete Kraft, aber ohne war er kaum in der Lage, seinen Körper aufrecht zu halten. Karin verstand, dass er Zeit für sich allein brauchte und manchmal nicht ansprechbar war, und sie wusste, dass dieser an sich immer freundliche Mensch sehr unwirsch werden konnte, wenn er seinem Bedürfnis nach Rückzug nicht nachzukommen vermochte. Dann setzte sie sich unten an den Esstisch, schrieb Briefe und ließ Hermann mit seinem Weinbrand in dem ihnen zugestandenen Wohnzimmer auf der Angestelltenetage in Ruhe. Aus einer Art Vernunft-ehe war zwischen den beiden Unterdrückten eine aufrichtige Liebe erwachsen und das Warten auf ihr Kind verband sie noch stärker.

Als die Wehen einsetzten, fuhren die werdenden Eltern durch die Nacht über den Truppenübungsplatz nach Celle. Die dortige Landesfrauenklinik galt als die beste Geburtsanstalt im weiten Umkreis und so kam ich am Vormittag des 22. September 1955 als Ernst-Johann ohne Komplikationen auf die Welt, mit 61 Zentimetern das bis dahin größte in diesem Krankenhaus geborene Baby. Die frischgebackenen Eltern versuchten, von ihrem Kind als *Ernst* zu sprechen, aber dieser Name war vom Familienvorstand allzu stark besetzt. Also bekam ich den Spitznamen *Butzi*.

Auch Hermanns Schwester Marga und ihr langjähriger Verlobter Heinz hatten inzwischen geheiratet. Ihre Tochter Renate, genannt *Püppi*, kam im Mai 1956 zur Welt, war sofort der Liebling des ansonsten emotional gehemmten Großvaters, wurde verwöhnt und mir vorgezogen. Wenn *Püppi* schlief, mussten alle auf Zehenspitzen gehen, und ich wurde ständig ermahnt, leise zu sein. Ich war ein lebhaftes Kind, und um mich ruhigzustellen, bekam ich jeden Abend ein Beruhigungszäpfchen.

Die Dose stand in Reichweite meines Bettchens mit den Gitterstäben. Einmal hatte ich das Behältnis zu fassen bekommen, geöffnet und den ganzen Inhalt wie Bonbons verzehrt, was dazu führte, dass ich zwei Tage lang entspannt durchschlief. Es ist kaum erstaunlich, dass ich schon als Jugendlicher versuchte, mich mit allen möglichen Mitteln in diesen Zustand der Abwesenheit zu versetzen.

Wenn es nicht um *Püppi* ging, war mein Großvater im Privaten immer mürrisch. Nur mit Kunden wurde gelacht, aber nie von Herzen. Bezeichnenderweise litt er ständig an Verstopfung und konnte nur bei der Gartenarbeit entspannen. Ich lag in meinem Körbchen unter einem Apfelbaum, während Opa und Mama im Frühjahr und Sommer Seite an Seite den Garten bewirtschafteten und Obst und Gemüse ernteten. Schweigsam, denn das galt als Tugend. »Wie es innen aussieht, geht keinen was an«, war die Devise der Zeit. Krankheiten und Sorgen wurden verheimlicht, galten als Makel oder moralisches Versagen. Erst wenn solche Ereignisse offenbar wurden, gab es Mitgefühl und Anteilnahme, die vielleicht in der Krise schon hilfreich gewesen wären.

Mit Hermann ging es gesundheitlich bergab. Immer wieder hatte er besorgniserregende Atemprobleme und Herzbeschwerden. Aber Karin war schnell wieder schwanger geworden, und im Juni 1957 kam als zweites Kind mein Bruder Wulf in die Familie.

Ich war noch keine zwei Jahre alt und stand weinend an der Hand meines Vaters im Hof der Klinik in Celle, in der auch ich auf die Welt gekommen war. In den Fünfzigerjahren war es Kindern nicht erlaubt, die Neugeborenenstation zu betreten. Meine Mutter winkte, ebenfalls in Tränen aufgelöst, von einem Balkon, und ich war untröstlich, dass ich nicht zu ihr durfte.

Durch dieses freudige Ereignis rückten Hermanns Beschwerden in den Hintergrund, dafür machte ich *Sperenzchen*, wie man es nannte. Ich war feinfühlig, lebhaft und kaum zu bändigen; nun kam Eifersucht dazu und ich versuchte, dem Bruder einen Finger abzubeißen, was im letzten Moment verhindert werden konnte. Daraufhin wurde Atta, eine 16-jährige Schulabgängerin, tagsüber als Kindermädchen eingestellt. Um den beiden Kleinen Ruhe zu verschaffen, beaufsichtigte sie mich für einen Monatslohn von 30 Mark von halb neun bis halb zwölf. Sie hatte mich im Griff. Stundenlang schob ich in ihrer Begleitung meine Kinderkarre durch den Bürgerpark, wo wir die Enten fütterten. Kaum wieder im Haus, war ich *obstinat*, wie mir Tante Marga mit meinen drei Jahren vorwarf, was wohl *bockig* oder *aufässig* heißen sollte.

Hermann war mit den Angestellten in einer Toto-Tippgemeinschaft, die eines Samstags tatsächlich eine erhebliche Summe gewann. Sein Gewinnanteil reichte für ein neues Auto und die Kosten einer Kur in Bad Pyrmont.

Für die Zeit seiner Abwesenheit übernahm Martha in Erbstorf den Zweitgeborenen und Karin reiste mit mir nach Haffkrug an der Ostsee, dies mit der Absicht, mir mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich weiß noch, wie wir auf einer langen Allee bis Pönitz wanderten, wo Karin als Kind mit Martha gelebt hatte. Wir besuchten eine Freundin von damals, die ich *Tante Buhmann* nennen

musste und die mich, wie Karin es beschrieb, *vermöbelte*, als ich in einen Tobsuchtsanfall verfiel.

Diese Züchtigung sorgte dafür, dass bei mir, eher aus Angst denn aus Einsicht, ein Schalter umgelegt wurde. Nach der Rückkehr wurde ich meinem Bruder gegenüber extrem fürsorglich, und wachte fortan fast hysterisch darüber, dass ihm keine fremde Person zu nahe kam.

\*

Im Hause Reinhardt gab es viele Regeln, die keine Erklärung brauchten, und Rituale, die niemand infrage stellte, weil sie anscheinend seit Anbeginn der Zeit galten.

Um 18 Uhr war offiziell Ladenschluss, aber die Stammkundschaft wusste, dass man auch noch später klingeln durfte. Falls etwas Dringliches vergessen worden war, wartete der Chef noch bis kurz vor sieben im Kontor. Danach folgte das Abendbrot und im Anschluss ging jeder seiner festgelegten Wege.

Das *Hamburger Abendblatt*, morgens auf der Altpapiertruhe neben der Küchentür zum Treppenhaus abgelegt, wurde nach Feierabend stets zuerst vom Hausherrn Ernst gelesen. Wehe, jemand hatte die Seiten vor ihm durchblättert, das bedeutete Ärger. Karin deckte den Tisch ab und erledigte den Abwasch, während Hermann schon nach oben ins Wohnzimmer der jungen Leute ging.

Opa Ernst begab sich, gefolgt von Oma Änne, schweren Schrittes in seine funzelig beleuchtete Stube. Er schaltete die Stehlampe neben dem Ohrensessel ein und entfaltete die Zeitung mit einem lauten Knall, während Änne auf das Schwarz-Weiß-Bild des Fernsehers schaute, der leise sein Programm abspulte. Sie war kurzsichtig, auf dem linken Auge fast blind, aber zu eitel, eine Brille zu tragen. Deshalb saß sie so, dass sie das Fernsehbild aus dem rech-

ten Augenwinkel verfolgen konnte, und ähnelte mit ihrer duftigen weißen Dauerwelle dem Profil eines in die Jahre gekommenen Huhns mit roten Bäckchen. Jeden Morgen verteilte sie zwei Tupfen Lippenstift mit Kölnisch Wasser auf den Wangen – für sie der Gipfel der Frivolität.

Meine Tante Marga verzog sich immer schnell in ihr Wohnzimmer, das gleichzeitig das Kinderzimmer ihrer Tochter war. Heinz, ihr Mann, kam nur am Wochenende aus Munster, wo er für die englischen Soldaten als Pferdepfleger arbeitete. Marga war nicht böse darüber, die beiden hatten sich arrangiert und verbrachten den größten Teil ihrer gemeinsamen Zeit mit ihrem Schimmel und bei Reitturnieren.

Für Hermann mit seiner Bürotätigkeit hatte der Arbeitstag schon um Schlag 18 Uhr geendet. Als Erstes strebte er nach oben ins Schlafzimmer, um nach mir und meinem Bruder zu sehen. Wulfi schlief bereits, ich aber hielt mich an den Gittern meines Kinderbetts fest, sprang wie ein Gummiball auf und ab und krähte: »Papa, Papa!« Dann setzte er sich zu mir und erfand jeden Abend ein weiteres Abenteuer der Piele-Ente *Watschwatsch*, das ich mit in den Schlaf nahm. Noch heute horche ich auf, wenn ich einen Mann mit seiner Stimmfärbung sprechen höre, und die Erinnerung an meinen liebevollen Vater röhrt mich.

Oma Änne hatte die Haushaltsführung nach einem Oberschenkelhalsbruch ganz an ihre Schwiegertochter abgegeben. Sie mochte sie, war aber oft irritiert von Karins Frohsinn, der dieser Familie völlig fremd war. Müßiggang allerdings konnte man ihr, weiß Gott, nicht vorwerfen. Sie hatte mit Erni und Wulfi dafür gesorgt, dass der Name Reinhardt weiter bestehen würde, und sie machte Hermann glücklich.

Meine Mutter stand frühmorgens als Erste auf und bereitete den Frühstückstisch. In der kalten Jahreszeit heizte sie im Kel-